

EIN ZWIEGESPRÄCH MIT MIR SELBST, ODER: EINE WIEDERHOLUNG

von Lena Gorelik



EIN ZWIEGESPRÄCH MIT MIR SELBST, ODER: EINE WIEDERHOLUNG

von Lena Gorelik

Ich fange mal an. Ich bin in erster Linie ich. (Und muss ich das wirklich so explizit sagen? Es scheint, ich muss.) Ich bin in erster Linie ich. Dann oder genau deshalb bin ich noch eine ganze Menge Dinge, bin Hundebesitzerin, Buchautorin, Schokoladenkeksliebhaberin, Faulpelz, ein großer Angsthase häufig, manchmal dann wieder mutig, ich mag Sommer lieber als Winter und Herbst lieber als Frühling, ich kann Arroganz nicht leiden, und Reichtum macht mir Angst, ich bin noch eine Menge anderer Dinge, die bestimmt auch noch an früherer Stelle aufzuzählen gewesen wären, und zu anderen Zeitpunkten wiederum gar nichts bedeuten, und irgendwann dann, oder auch dazwischen, und das eine andere Mal auch mal als Erstes bin ich Jüdin, aber DIE Jüdin bin ich nicht. (Ganz sicher nicht. Und muss ich das noch hinzufügen?)

Ich tippe und lösche wieder und tippe erneut, der Redundanz wegen. Habe ich das nicht zu oft schon gesagt, nicht zu oft schon geschrieben? Gibt es immer noch jemanden, der*die das nicht verstanden hat, habe ich nicht mal etwas Neues zu sagen? Ich sitze im Zug, tippe und lösche erneut, denn was Neues habe ich zu dieser Thematik wohl doch nicht zu sagen. (Jetzt noch nicht oder gar nicht?)

Gestern saß ich auch im Zug (Lesereise, vom Süden in den Norden, von dort in den Osten, dann in die Mitte Deutschlands, und dann in den Süden zurück), da beschäftigte mich dasselbe Thema, und wie heute beschäftigte es mich hauptsächlich, weil es andere beschäftigte und ich Fragen beantworten wollte, weil ich denke, dass miteinander reden alles besser macht (vielleicht). Gestern saß ich also auch im Zug und sollte fünf Fragen für «Der Freitag» notieren, die ich als Jüdin nicht mehr gestellt haben möchte. «Der Freitag» plante gerade eine Ausgabe zum Thema «Fragen des Judentums» (wie außergewöhnlich und originell, dachte ich arroganterweise, aber vielleicht muss man das ansprechen, immer wieder). Ich schrieb also fünf Fragen auf, die ich als DIE Jüdin, die ich nicht sein möchte, nicht mehr gestellt haben will:

1. Wie fühlen Sie sich als Jüdin?
2. Was halten Sie von dem Beschluss/Gesetz/Aktion der israelischen Regierung?
3. Haben Sie Ihren Sohn beschneiden lassen?
4. Gibt es ein neues jüdisches Leben in Deutschland?
5. Welche Fragen darf man Ihnen als Jüdin nicht stellen?

Und jetzt schon wieder. Schon wieder Zug, schon wieder diese Fragen. Ich habe es immer wieder versucht zu erklären, ich habe es auf die ernsthafte Weise versucht und auch witzig – «Lieber Mischa, es tut mir leid, dass ich Dir das nicht ersparen konnte: Du bist ein Jude!» –, länger und provokanter kann ein Buchtitel in Deutschland kaum sein.

Dann also zurück auf Anfang. Wer bin ich, wenn ich Jüdin bin (ohne DIE)? Geboren wurde ich in einem Land, das es so nicht mehr gibt. Es war groß, es hieß Sowjetunion, und das, was von dem Land übrig ist, ist immer noch sehr, wenn auch nicht ganz sooo groß. Es heißt Russland. In Russland gibt es Jüdinnen*Juden, die in Synagogen gehen, und Christ*innen, die in Kirchen gehen, und auch westliche Produkte in den Supermärkten, all das gab es in der Sowjetunion nicht. (Gott war auch selten zu Besuch, aber zu seiner Verteidigung muss ich sagen: auch nicht oft eingeladen.) Jüdin war ich trotzdem, denn haltet euch mal fest: Man kann Jüdin*Jude sein, ohne Gott. Das steht dann im Pass, Nationalität = Jude, und bedeutet nichts weiter, als dass man von manchem ausgeschlossen, manchmal ausgelacht, oft für etwas verantwortlich gemacht wird, wovon man keine Ahnung hat (Stichwort: Weltverschwörung), und einem außerdem in regelmäßigen Abständen vorgeworfen wird, dass man etwas besitzt, was man eben gar nicht besitzt, leider (Stichwort: Geld). Jüdin*Jude zu sein bedeutet in diesem großen Land, das es so nicht mehr gibt, außerdem, dass die anderen (die Kinder auf dem Spielplatz, deren Eltern, die Lehrer) mich an meiner Nase (ja, an der berühmten jüdischen Nase), vielleicht auch an den grünen Augen, an den gelockten Haaren als solche erkannten. Es war nicht schön, als Jüdin erkannt zu werden. Alles in allem: Es war nichts Gutes, Jüdin*Jude zu sein. Aber was sollte ich, was sollten all die anderen Jüdinnen*Juden schon tun.

Später kam meine Familie nach Deutschland, da war ich elf Jahre alt. Hier war ich auch die Jüdin, lernte aber, während ich eigentlich noch damit beschäftigt war, Deutsch zu lernen, dass Jüdin*Jude sein hierzulande etwas ganz anderes ist. Ich lernte außerdem, dass Jüdin*Jude sein hierzulande nicht Jüdin*Jude sein heißt, sondern «jüdisch» sein, oder ein «jüdischer Mitbürger» sein, oder dass ich «jüdischen Glaubens» war (da wusste ich noch gar nicht, was glauben heißt, weil ich ja Gott aus der Sowjetunion nicht kannte). Es dauerte Jahre, bis ich verstand, dass all diese Ausdrücke einer panischen Angst entstammten, etwas Falsches zu sagen, schließlich hatten die Deutschen genug Falsches zu diesem Thema gesagt. Ich war also eine jüdische Mitbürgerin und damit eine ganze Menge: Ich glaubte angeblich an Gott, aber an einen anderen als den, an den meine Mitschüler*innen glaubten. Ich ging angeblich in eine Synagoge, und das «y» auszusprechen fiel mir erst einmal schwer. In der Synagoge, stellte ich fest, sprachen die noch mal eine andere Sprache als Deutsch, mit dem ich immer noch ganz schön zu hadern hatte. Dann gab es da noch Israel, das Israel, in das Verwandte von mir aus der Sowjetunion heraus ausgewandert waren, nun schrieben sie uns Briefe, die von Krieg und Hitze handelten. Israel, lernte ich aber in Deutschland, sei mein Land, meine eigentliche Heimat, auch wenn ich dort noch nicht gewesen war und mich, bis ich die Propaganda des Religionsunterrichts in der Synagoge durchlaufen hatte, auch nichts dorthin zog (weder Krieg noch Hitze). Israels Politik, so lernte ich, hatte viel mit mir zu tun, zumindest wurde ich häufig danach gefragt, auch schon, als ich von Politik nicht das geringste bisschen verstand. Und dann lernte ich noch: Holocaust.

Es dauerte eine ganze Weile, bis ich Holocaust lernte. In der Schule sprach man vom Holocaust, und in der Synagoge sprachen sie analog von Shoah, und an beiden Orten klangen sie so, als sollte ich wissen, wovon sie sprechen, deshalb fragte ich lieber nicht nach. (In der Sowjetunion hatte es nicht nur Gott nicht gegeben, auch den Holocaust gab es offiziell nicht.) Von den bösen Deutschen hatte ich in der Sowjetunion selbstverständlich gehört: Die Deutschen waren die Weißen, wenn wir Krieg spielten, und niemand wollte in diesem Spiel Weißer sein. Auch ich war dann lieber die Rote Armee. Die Deutschen waren eben die Weißen, diejenigen, die in der Sowjetunion einmarschiert waren und die eben diese bravouröse Rote Armee im Großen Vaterländischen Krieg besiegt hatte, siegreich wie sie war. «Hände hoch» und «Hitler kaputt» lernte ich als Kind. Von Jüdinnen*Juden, auszurottenden, von Jüdinnen*Juden in Arbeits- oder Konzentrationslagern, von dem Hass und den Plänen eines Wahnsinnigen, von dem gelben Stern, von der Zahl «sechs Millionen» sprach man in der Sowjetunion nicht. Alles war Schwarz-Weiß bzw. in diesem konkreten Fall Rot-Weiß.

In Deutschland lernte ich also erst – und Deutsch hatte ich inzwischen ganz passabel gelernt, außerdem, dass die Deutschen bereits um zwölf zu Mittag essen, es nur zwei Mal im Jahr Zeugnisse gibt und Kehrwoche wichtig ist –, was Holocaust ist. Was für ein Schock! Ich hatte die Deutschen endlich mögen gelernt. Und nun das! Ich las, was die Stadtbibliothek in unserem Städtchen zu bieten hatte, verschlang mehr denn ich las: Von «Als Hitler das rosa Kaninchen stahl» von Judith Kerr über «Exodus» von Leon Uris bis hin zu «Die Vernichtung der europäischen Juden» von Raul Hilberg, das ich mit meinen 13 Jahren nur schwer verstand. Ich las unter der Schulbank während des Unterrichts und blickte nach links und nach rechts zu meinen neuen Freundinnen, die ich so zu nennen noch kaum wagte, die Freundschaft war so neu: Dein Großvater, oder deiner? Deine Oma, die du in den Ferien immer besuchst? Wisst ihr Bescheid? Sie wussten Bescheid. Alle wussten anscheinend Bescheid, nur ich nicht.

Im Geschichtsunterricht, später im Politikunterricht und im Religionsunterricht der anderen musste ich immer herhalten: die Jüdin. Wenn es um die Geschichte des Antisemitismus ging, um den Nahostkonflikt (Yizhak Rabin wurde ermordet, da war ich in der siebten Klasse), wenn es um das Pessach-Fest ging, das meine evangelischen oder katholischen Freunde durchnahmen und dass sie Passah-Fest nannten. Und um den Holocaust sowieso, selbstverständlich. Ich lernte damit zu leben.

(Später noch lernte ich den Juden-Bonus kennen: Jüdische Feste standen über allem. Wollte ich Schule schwänzen, ohne Ärger zu bekommen, erfand ich ein jüdisches Fest, zu dem ich gehen musste. Meine jüdische Identität nahm Konturen an.)

Eine jüdische Mitbürgerin zu sein hatte zwei Seiten. Ich konnte zwischen der Opfer- und der Exotenseite wählen. Inzwischen hatte ich eine Freundin, die Jahre später zugab, sich mit mir hauptsächlich befreundet zu haben, weil ich eine Jüdin war (die Jüdin, die schon mal in Israel war, die jüdische Feste feierte oder eben nicht feierte, die in die Synagoge zum Religionsunterricht ging, die auch Opfer war, das fand sie «irgendwie cool»). Dass ich das hinnahm – ich war jung.

Wann begann es, dass die anderen, meine Freund*innen das Thema «über hatten», «nicht schon wieder», «nicht noch einmal», «nicht auch noch in Deutsch»? Wir hatten «Andorra», «Der gelbe Vogel», «Großvaters und

das vierte Reich», «Die Welle», «Anne Franks Tagebuch», «Der Vorleser» und weitere Bücher dieser Art durchgenommen, und dass wir sie durchnahmen, anstatt sie zu lesen, machte die Sache noch schlimmer. Als ich es das erste Mal hörte, «nicht schon wieder das Dritte Reich», «nicht wieder dieses Thema», «nicht wieder Holocaust, ich kann's nicht mehr hören», war ich im Namen meines Volkes (die Jüdinnen*Juden, für mich nach wie vor ein Volk) entrüstet, verstehen konnte ich es trotzdem. (Jetzt, heute fühle ich mich bemüßigt – warum? –, ein «irgendwie» hinzuzufügen, also noch einmal: Verstehen konnte ich es trotzdem, irgendwie.)

Später dachte ich, ich müsste etwas tun. Ich dachte, ich müsste zeigen, dass es auch anders geht. Ich wollte zeigen, dass ich mehr war als nur das Opferkind, ein Opfernachfahre, ein Opfer. Dass auch wir Jüdinnen*Juden über andere Themen sprechen können. Dass es mehr als den Holocaust gibt. Dass ich auch lachen kann. Auch: lachen darf. Es gab «Die Judenschublade», einen Film über junge Jüdinnen*Juden in Deutschland, die sehr unterschiedlich waren (wie Menschen es nun einmal sind), von denen sich manche gar nicht mit dem Holocaust beschäftigten, andere mehr, niemand definierte sich nur darüber. Es gab Unterrichtsmaterialien, die daraus entstanden, und jemand sagte, «damit Schüler*innen Angst vor diesem Thema verlieren». Angst? Ärger? Langweile? Ich schrieb damals, es ist nun acht Jahre her und unterscheidet sich höchstens stilistisch, nicht aber inhaltlich von dem, was ich heute schreibe (auch wenn sich die Namen der amtierenden Politiker*innen und der in der Öffentlichkeit stehenden jüdischen Persönlichkeiten immer wieder ändern):

Ich bin Jüdin, aber ich heiße Sharons Politik nicht gut, mein Vater trägt keinen schwarzen Kaftan und ich mache meine Freunde, die so alt sind wie ich, nicht für den Holocaust verantwortlich. Stellt mir Fragen, aber hört nicht auf, über Michel Friedman zu lästern, nur weil ich ins Zimmer komme.

Man wird so oft in eine Schublade gesteckt: Die Judenschublade.

Es gab Interviews, Gespräche, Podiumsdiskussionen, sonderbare Fragen, manchmal auch kluge, es gab Antworten, witzige, seriöse, nachdenkliche. Es gab Romane, einen davon in Briefform mit dem langen Titel «Lieber Mischa, der Du fast Schlomo Adolf Grinblum geheißen hättest, es tut mir leid, dass ich Dir das nicht ersparen konnte: Du bist ein Jude!». Wenn ich aus dem Roman lese, stellen die Veranstalter das Buch meist mit der kurzen Version vor: «Lena Gorelik wird gleich aus ihrem Buch «Lieber Mischa» lesen», und dass sie den langen Titel nicht vorlesen, hat wenig mit Faulheit oder mit Zeitmangel zu tun. Man könnte von Respekt oder Vorsicht sprechen, aber ehrlicher wäre es wohl, Angst als Grund anzugeben. Die Angst, etwas Falsches zu sagen, sie ist immer noch da (in diesem Land). Die meisten, die ich traf, lachten laut über das Buch, andere warfen mir vor, wie könne ich so etwas schreiben, man dürfe doch nicht lachen, nicht bei diesem Thema. «Da muss man doch betroffen sein! Der Holocaust...» In den Köpfen der Älteren war der Holocaust eine Zensur, die Schüler*innen hingegen waren gelangweilt und/oder genervt. Manchmal dachte ich, es wird doch besser, wir sind einen Schritt weiter, wir lachen (ab und zu) zusammen. Manchmal dachte ich, ich will nichts mehr davon wissen, lasst mich in Ruhe damit (= ich will keine Jüdin sein, nicht für euch). Dazwischen meinte man, in diesem Land eine Diskussion um den Beschneidungsritus führen zu müssen in einem belehrenden Tonfall, der nicht anders als verstören konnte.

Und der Holocaust? Ja klar, immer noch da, immer wieder. Holocaust Rememberance Day, Reichskristallnacht, Filme, Bücher, immer wieder auch Politiker*innen (aus allen Ländern), die den Begriff als Vergleich bemühen, manchmal könnte man auch sagen, missbrauchen, sich manchmal davon abgrenzen oder daran abarbeiten. Und ich? Manchmal frage ich mich, wie ich es meinen Kindern erzählen werde, die für Erzählungen dieser Art momentan noch zu klein sind. Die Deutschen, nein, ich würde das «die» weglassen müssen, aber «ein paar» waren es auch nicht, eher viele, also Deutsche, ein Großteil der Deutschen, die große Mehrheit waren einst einem Wahnsinnigen gefolgt, der uns, das jüdische Volk hatte ausrotten wollen. Passt es so? Und auf das obligatorische «Und warum?», was antworte ich da? (Ja, die Gründe, die die Historiker in den vielen Jahren «seitdem» zur Erklärung herangezogen haben, hatte ich schon in der Schule ausführlich gelernt. Aber reichen diese Gründe einem Kind?)

An dieser Stelle komme ich irgendwie nicht richtig weiter. Also greife ich zurück, auch wenn man sich selbst nicht zitieren sollte. Lieber Mischa, der Du fast Schlomo Adolf Grinblum geheißen hättest, es tut mir leid, dass ich Dir das nicht ersparen konnte: Du bist ein Jude! (ein fiktiver Brief an einen fiktiven Sohn):

Ich werde dir den Holocaust erklären, und mit dir trauern, und mir dann die Zeit nehmen und dir noch viele andere Dinge aus der jüdischen Geschichte erzählen, denn stell dir vor, sie fing nicht 1933 an und hörte nicht 1945 auf.

Und später:

So sehr möchte ich auf die Frage «Wie ist es, als Jüdin in Deutschland zu leben?» «nichts Besonderes» antworten, dass ich vergesse, dass es doch auch spannend sein kann, etwas Besonderes zu machen, zu sein, zu denken. So große Angst habe ich, die schwierige, geschichtstragende Jüdin zu sein, dass ich lieber gar keine bin?

Und dann vielleicht, als Zusammenfassung noch, vielleicht aber auch vorweg, weil es sich wiederholt und ich mich wiederhole:

Ich will mir nichts anmaßen, aber für mich war mit eine der schönsten Arten der Erinnerung die, als die australische Schoah-Opfernachfahrin zusammen mit ihrem Vater, dem Opfer, und ihren Kindern nach Auschwitz fuhr und dort ein Amateur-Musikvideo zur Musik von «I will survive» drehte. Viele fanden es pietätslos. Manche fanden es effekthascherisch, da die Tochter eine Aktionskünstlerin ist.

Ich musste weinen, weil der alte gebrechliche Mann, der die Tanzschritte seiner Enkel nicht immer nachahmen konnte, dort, «auf dem jüdischen Blut» das Leben feierte. Und sagte: Wir haben überlebt! Denn ja, wir Juden haben überlebt! Wir haben überlebt, und jetzt leben wir hier in Deutschland, und Du, der Du fast Schlomo Adolf Grinblum geheißen hättest, bist hier auf die Welt gekommen und wirst ein selbstbewusster Junge sein, der in Deutschland aufwächst und Jude ist, und das würde einem gewissen Adolf Hitler und seinen Freunden gar nicht gut gefallen, und das ist gut so. Nein, wir leben hier nicht, um etwas zu beweisen, sondern, weil wir hier gelandet sind. Aber wir leben hier, und wir leben gerne hier, und wir freuen uns des Lebens, und das ist kein Verrat an unseren ermordeten Verwandten, sondern ein Triumph, den wir ihnen schulden.

Ich sage das, und ich weiß, ich habe nichts erlebt.